

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [16]

Artikel: "Sommerschnee" [Schluss]
Autor: Roner, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Sommerichnee“.

Nachdruck verboten.

Aus den Aufzeichnungen eines Eingeregneten. Von Anna Roner, Zürich.

(Schluß).

4. August.

Das war ein langes Nachtgespräch gestern, und Du wirst denken, der Schluß sei Traum gewesen; nun aber will ich Dir am hellen Tag erzählen, wo ich meine weiße Traumfigur schon einmal sah. Aber später erst, denn der kaffeebraune Rhein mit seinem Milchschaum macht Hunger aufs Frühstück!

Da bin ich wieder, glücklich entwischt aus dem Kreis der biedern Gäste, die unterm Eingang sitzen und Wettermeinungen austauschen. Auch der Wirt, wie immer die Hände in den Hosentaschen, betrachtet stumm die Wolken, die dick und schwer und vollgesogen von Süden kommen. Er ist jedem Ansturm gewachsen: „Das Wetter kommt schon recht... Nur nichts dran machen... Nur nicht hineinpfuschen!“ warnt er ernsthaft. Wenn ein Bergrutsch seine beiden Häuser mit lebender und toter Habe zu Mus malnte, würde er wahrscheinlich ebenso gleichmütig sagen: „Neue bauen! Steine haben wir genug und Straßen auch für neue Gäste!“ Wenn man ihm aber an die Bahnlinie rührt, die sein Tal haben will und er auch, dann raucht er auf, dann holt er die Hände aus den Taschen und fuchelt mit der überzeugenden Wucht eines alten Eidgenossen auf dem Rütli von „verbrieften Rechten“. Dann macht er Dir in einem Atemzug sein Graubünden zu einer eigenen Republik und sich zu deren Präsidenten. Und wenn er damit fertig ist, versenkt er die Hände wieder in den Taschen, stapft zum Verdampfen in den Regen hinaus und vertieft sich von neuem in den Wolkenzug.

Wahrhaftig, es regnet schon wieder. Und mein Schirm läßt sich nur noch mittelst aller Künste sanfter Ueberredung aufspannen. Er ist längst das „teuerste“ Stück meiner Garderobe, und diesmal hat er den Zeitpunkt, sich kostbar zu machen, wirklich recht passend gewählt. Damit bringt er mich aber auf mein Gesichtchen. Du weißt, daß ich im Mai ein wenig in Venedig war, wo ich mich hätte mit Dir treffen können, wenn Du nicht ausgerechnet gerade damals Deiner deutschen Verwandtschaft den Luzerner Löwen hättest zeigen müssen! Auf der Hinreise war's, im Mailänder Bahnhof. Ich saß im Zug nach Verona, das heißt, ich saß noch nicht, ich stand, und mein neuer Schirm hütete die Andeutung meines Platzes zwischen einer bärtigen Signora, die mich mit rollenden Augen ansah, und einer Amme, die wie ein schmelzender Pudding zu zerfließen drohte. Die angrenzenden Mächte bezeigten nicht die mindeste Lust, mir einen Sitzanteil abzutreten, und ich bestand auch nicht mit dem nötigen Nachdruck auf meinem Rechte. Einmal, weil zwei bildhübsche Bambini in Spitzenröckchen und schmutzigen Schürzen über meinen Handkoffer krochen und mit ihren feuchten Fingerchen und zerlutschem Zuckerzeug meine Hosen bedrohten, und dann, weil ich etwas Niedliches draußen entdeckt hatte. Sag, hast Du eigentlich jemals einen italienischen Eisenbahnwagen gesehen ohne Kinder, Ammen, Körbe, ohne Decken, Netze, die alle Ecken füllen, ohne Tassen und andere rundliche Gegenstände, die verschämt unter den Sitzen hervorlugen?

Draußen fuchtelten Hände, schwankten Koffer, glitten Servierbretter mit Bananen, Kaffee und Fruchtlimonaden vorüber, und das wilde Geschrei der A—a—ranciatabuben erfüllte die Halle. Und mitten im hastigen Schieben, Stoßen und Drängen schwamm wie eine stille friedliche Insel ein weißer Tüll-

hut mit roten Knöpfchen. Das Inselchen schwamm vor einem Wagenfenster des Zuges gegenüber und kehrte mir beharrlich seine Rosenfeste zu... Ein Ruck! Wir fuhren, und ich saß. Saß weder auf der Amme, noch auf der Signora, die mich beide schadenfroh betrachteten, mein Schirm aber war geknickt wie ein Strohhalbm, noch eh' ich ihn das erste Mal hatte aufspannen können!

Nachmittag.

Wenn's so weiter geht, haben wir den Surettasee binnen kurzem hier unten bei uns im Tal; ich denke ihn mir eigentlich jetzt schon als eine zum Ueberlaufen volle Waschküßel. Trotz dem Regen sind wieder Gäste gekommen, und ich habe neue Tischnachbarn. Entsetzlich, diese Massenfütterung! Da hab' ich einen alten Chianti im Keller entdeckt, den sich seit Jahren niemand auf den Tisch zu stellen getraut, weil die dickbauchigen Korbflaschen allgemein Anstoß erregen. Mein Fiasco zog denn auch richtig alle Augen auf sich, bis ihn eine zartfühlende Kellnerin hinter den dicken Alpenrosenstrauch versteckte, den der Gaishub zuweilen mitbringt. Jetzt kam der eingeregnete Wanderklub abstinenten Bübchen seine ungezählten Karaffen von Bergwasser wieder zu sich nehmen, ohne sich an meiner unverhüllten Völlerei zu stoßen. Dafür habe ich nun diese Dame neben mir. Ein roter wohlgefüllter Arm, der am Handgelenk Rinnen hat und darin eine Goldkette, liegt auf dem weißen Tischtuch neben mir, und eine Feldwebelstimme knarrt mir unangenehm in die Ohren. Von dem Herrn, der uns gegenüber sitzt, weiß ich noch nicht, ob er ihr zugehört oder ihrer



Jakob Wetti, Zollikon.

Damenbildnis.



Jakob Weis, Zollikon.

Mädchenbildnis.

Tochter. Er scheint an Geistesabwesenheiten zu leiden und wird daraus jeweilen mit einem scharf nachdrücklichen „Wilhelm!“ gewedt. Mein braver Fiasco aus der Toscana kriegte die Zensur „Unerhört“, wahrscheinlich, weil „Wilhelms“ Blicke so etwas wie Sympathie zu ihrem Format verrieten. Ich sinne drüber nach, ob ich nicht in der alten Bude könnte gespeist werden; denn ich habe so was wie „Angst“ vor der mutmaßlichen Schwiegermutter: sie könnte auch mich eines Tages vor den Augen meiner Zeitgenossen richten und vernichten!

5. August.

Regen. Löschpapierhimmel. Das Wetter wird noch lange nicht besser. Ich habe auch wieder mein altes Regenmotiv, den Pilgerchor. Er rutscht heraus, sowie ich den Mund auf tue; wenn dann die Triole angestolpert kommt, werde ich aufmerksam und merke, was es werden will, beiße die Zähne zu und den melodischen Faden ab und sehe mich unwillkürlich errötend um. Du weißt, ich schämte mich von jeher dieses unbewußten Tannhäuser-Gebrummels; denn es gibt wohl kaum ein Thema, das mir mehr zuwider wäre ... Daß jemand meinen Schirm benutzt, der so dringend der Schonung bedarf, ist außer Frage. Er sieht aus wie eine verwelkte Gebirgsagel und ist naß bis auf die Knochen. Umsoweniger kann ich ihn mit ins Zimmer nehmen, und umsomehr steht er draußen, neben vierzig andern zu jedermanns Benutzung. Nach dem ersten Schrecken damals ist er in Verona geflickt worden. Es gibt dort eine Gasse, in der die Kleiderstoffe an der Außenwand der Häuser vom ersten Stock herunter in Kaskaden niederwallen und wo die Schirme draußen vor den Fenstern reihenweise hängen, als wenn sie freundlich sprechen wollten: Bitte, lieber Wanderer, sei so gut und nimm uns mit! Das sah so lieb und menschenfreundlich aus, daß ich, ohne italienisch zu können, unter den

Schirmvorhang durch in den dunkeln Laden tauchte und bald darauf mit einem neuen, herrlich silbergrauen Stock für nur zweieindeinhalb Lire wieder zum Vorschein kam. Dabei hatte sich eine neue zwanzigfränkige Helvetia in einen unbegreiflichen Haufen von großen und kleinen Geldstücken zerlegen müssen, welcher Vorgang dem Händler große Schwierigkeiten zu bereiten schien. Er nahm weg, legte zu, nahm noch mehr weg, überzählte zum zehnten Mal, nickte endlich befriedigt, schob mir den Haufen zu und zugleich mich mit vielem Anstand vor die Türe. Am andern Morgen freilich stand ich wieder vor ihm und hielt ihm ein Fünflirestück, das keinen Kurs mehr hatte, und, um sein Gedächtnis aufzufrischen, meinen Schirm unter die Nase. Mit einem Achselzucken verleugnete er beide. Staunen, Nichterkennen, gekränkte Unschuld und vornehme Ablehnung schloß es zu gleichen Teilen in sich ein, und jeder Richter hätte diesem Achselzucken recht gegeben gegen hundert Augenzeugen. Mein Rechtsgefühl kniff beschämt den Schwanz ein, und ich ging. Damals begann mein Schirm mir teuer zu werden ... Inzwischen war ich auf der Post. Der Wetterbericht beharrt auf der langsamen Aufheiterung. Möglich, daß im Flachland schon etwas davon zu spüren ist. In den Bergwinkeln klebt die Wolkendecke manchmal noch fest, wenn draußen schon lange die Sonne wieder scheint. Zeit wär's! Bei Tag mach' ich zwar ganz interessante Nebelstudien, aber in den Nächten nimmt das Rauschen, Rieseln und Gurgeln überhand. Gestern konnt' ich nicht schlafen. (Du denkst an den Chianti — o Gott, wie mäßig bin ich, trotz der großen Flasche!) Nun, und da vernahm ich etwas Seltsames. Ganz deutlich unterschied ich über dem Regengeräuschen und Rheintosen einen feinen Oberton. Ein Schellengeläut, wie es alle Bergpfosten führen, jene hellen, gellenden Glöckchen, jenen entschiedenen, hastigen Rhythmus des Pferdeschritts. Es kam näher, wach, wie wenn die Windungen der Straße das Gefährt weiter wegführte, näherte sich und schwand, um gleich darauf wieder aufzutauchen. Erst dachte ich, es sei wirklich ein Wagen, eine Extrapost, die von Chiavenna herüberkam, doch das Klingeln ging stundenlang. Mir fielen schließlich die Herden ein, die mit Glockenton über Alpen geistern, deren Hütten, längst verlassen, im herbstlichen Nachtwind offen und leer stehen ... Ich dachte an weiße stille Züge von Abgeschiedenen, die von Friedhöfen her durch mitternächtigen Dorfgassen wandern ... Und in den Federn übertrug mich jenes Gefühl, das ich, wie Du weißt, als Kind schon kannte, jene Empfindung, als sähe ein unsichtbares, doch atmendes und warmes Wesen mir von hinten über die rechte Schulter ... Und dann sah ich ein bleiches formloses Wallen an schwarzen Hängen hin zu mir herauf, der ich weiter oben am Berge stand. Pferdeköpfe nickten, wie die Tiere im Berganshreiten Huf setzten vor Huf, und Glöckchen schrillten bei jedem Schritt, wann die mähnigen Köpfe sich beugten. Und an den Zügeln der Rosse gingen in ungewissem Leuchten zerfließende Gestalten hin, Frauen mit gelöstem langem Haar, aus dessen Strähnen der Regen rann. Ich stand im Dunkeln und hielt eine Laterne in der Hand, und das rote Kerzenlicht tanzte auf den Steinen der Straße. Ein Wehen der Luft und kaltes Hauchen drängte mich bei Seite, als die feuchte weiße Schär mit Glockenrieseln vorüberglitt. Und dann stand jemand neben mir, nahm mir das Licht weg und hob es hoch empor: Durch den gelbroten Schein dahin, an den Hals eines mächtigen Rosses gelehnt, schritt sie, traumwandelnd mit geschlossenen Augen.

Und durch ihren Leib hindurch, wie durch den des Pferdes, sah ich die Felswand, rot angeglüht, mit ihren schwarzen Schatten und Rissen.

„Siehst du, wie's mich geholt hat ...“ sprach's seufzend neben mir und zeigte mit spitzen Fingern nach der Wallerin, die nun schon höher oben am Berghang rückte und im Nebel schwinden wollte.

„Seit wann bist du denn tot?“

„Du bist doch zu dumm!“ sagte sie, die neben mir stand, kehrte mir den Rücken und begann die schnurgerade Straße zum Dorf hinunter zu schreiten. Sie trug den weißen Hut mit den Rosenknöpfchen, und bei jedem ihrer Schritte gellten feine Silberfischchen; denn die Knospen waren keine Knospen, sondern Glöckchen, die munter auf dem Hutrand tänzelten. Und die Laterne in ihrer Rechten war keine Laterne, sondern ein Paar feiner Schühchen mit spannenhohen Stöckeln. Sie selber aber ging auf bloßen Füßchen schnell und immer schneller davon. Von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben lief ich dem fest und anmutig schreitenden Wesen nach... Doch seine Gestalt wurde zusehends kleiner und schwand zuletzt auf einer Bergspitze, wo plötzlich ein heller Stern erglomm. Heiß und mit müdem Kopf erwachte ich und schlief dann tief in den Morgen hinein. Das Glöcklein im Rauschen draußen war aber völlig verstummt. Was immer es war: in meinen Ohren allein ist's nicht gewesen.

6. August.

Soeben erhalte ich auf dem Umweg über meinen Bodensee eine Karte aus St. Moritz. „Wo stecken Sie? Herzliche Grüße (letztere gedruckt) von Ihrer usw. Mitunterzeichnet noch sieben weitere Namen mit unbekannten und unleserlichen Unterschriften. Ganz „Sie“, mich mit den Sieben und die Sieben mit mir zu ärgern, ärgern zu wollen. Der Traum hatte recht, es ist alles vorbei. Ich möchte nur wissen, wer die Andere war, der ich nachher so ausdauernd mit heißem Herzklopfen nachließ!

Die „Schwiegermama“ hat sich leider nach mir erkundigt. Unser Wirt, von dem ich heut noch nicht weiß, ob er den Dummen nur spielt oder ob er einer ist, hat ihr mitgeteilt, ich sei ein berühmter Künstler und lebe außerdem von meinen Renten... Das habe sie mir sofort angesehen, soll sie entgegnet haben. Gott bewahre mich nun vor der nächsten Mittagstafel!

Nachmittag.

Meine Ahnung! Sie stellte sich, ihre Tochter, ihren Schwiegerohn mir vor. Er ist Philolog, Professor und hört schlecht, dafür macht die Mama umsomehr Konversation. Sie verwickelte mich in eine Unterhaltung über Parsifal, die Strauß'sche Elektra und die Beethovenauffassung von Busoni. Sie hält mich nämlich für einen Musiker, und da kein Klavier da ist, kann ich sie gottlob dabei lassen. Denn immer noch lieber von Musik sprechen als von Malerei! Von ersterer verstehe ich weniger, da mag ich noch eher Wortmacherei treiben. Du kennst mich! Gelegentlich erlaubte ich mir die Bemerkung, Musik sei für mich wesentlich Gefühlselement und Stimmungshintergrund (was nämlich die Oper anlangt), jedenfalls müsse ich gegen den Mißbrauch, sie zum „Malen“ zu verwenden, aller-nachdrücklichst protestieren. Ich dachte dabei an eine gewisse Symphonie, die mit allerhand Bergspitzen im Blech anfängt, welche mir auf der Leinwand bedeutend lieber wären. Dank irgend einer unergründlichen Kombination hielt mich die „Schwiegermutter“ fortan für einen Operettenkomponisten und scherzte anmutig über meine Korbflasche.

7. August.

Seit heut morgen hat der Rhein eine neue Farbe, er ist grau und wird noch immer heller. Die ganze Nacht hat's gedonnert, und jetzt laufen die Scheiben an wie im Winter. Es geht etwas vor, auch mit meinem Schirm, er ist seit gestern abend spurlos verschwunden. Ich bin Dir noch das zweite Hauptstück seiner Lebensgeschichte schuldig und will es Dir erzählen, während er offenbar an seinem dritten Kapitel arbeitet. Ich schicke meine Gedanken ohnehin nicht ungern aus diesem Kellerloch hinaus in den Süden und ins Frühjahr. Es gibt nur einen heizbaren Gastraum, und der ist im „alten Haus“. Da sitz' ich nun am einzigen schießgartenähnlichen Fenster, während im Ofen ein Feuer brennt, das der erfinderische Portier mit Hilfe von Bodenwische und Tannenscheitern entfacht hat, die noch einen Fuß breit aus dem aufgerissenen Ofenmaul heraushängen. Am Ofen trocknen meine eingnähten Sandalen und scheuchen alle Gäste davon. Wenigstens ist die Schwiegermutter vorhin nach einem scheuen Blick auf mich und sie schleunigst wieder verschwunden.

Du, die Du ewig in Florenz hängen bleibst und aus der Arnstadt nicht herauskommst, setz Dich endlich einmal in die Eisenbahn und laß' Dich von ihr an einem goldenen Abend auf die spiegelglatte Wasserfläche hinaustragen, über der, zwischen Himmel und Welle aufgehängt, der Traum der Träume schwimmt: Benedig! Zuerst, wenn Du Deinen Fuß nieder-setzt, ist's nur ein nüchterner Bahnhof, doch dann, wenn Du ins Freie trittst, fällt hinter Dir ein Vorhang nieder, der all das zudeckt, was Dir sonst von Kindesbeinen an als „Leben“ vertraut war. Du bist aus dem Zuschauerraum auf die Bühne gesprungen und spielst nun selbst Poesie. Da plätschern die



Jakob Welfi, Zollikon.

Knabenbildnis (1911).



Jakob Welfi, Zollikon.

Studienkopf (Zeichnung, 1910).

blanken Wellchen des Canale grande zu Deinen Füßen, da ragt eine grüne Ruppel märchenhaft vor Dir auf. Da schießen die langen schmalen Gondeln herbei und drängen sich Naß an Nase dicht an die Treppenstufen, wie schwarze geschmeidige Fische um einen guten Bissen. Und dann entgleitet eine um die andere auf der metallisch schimmernden unruhigen Fläche, auf der die Rosenwölkchen des Abendhimmels schwimmen wie Blütenblätter. Und schließlich unter den letzten findest auch Du Deinen Gondoliere, und geleitet vom Plätschern des einzigen großen Ruders und vom Klang eines Abendglöckchens umflungen wirft Du zwischen Palästen dahingetragen ins Land der Stille ... Im Abendrot hängt die blasser Mondschel. Fast ist's, als tröpfelten von ihr die Silber-Glockentöne ins blanke Wasser, und um sie her verschlingen sich die rosigen und grünen Farbenstimmen zu einer feinen wunderbaren Harmonie. Da legt ein breiter Brückenbogen sich übers Wasser, und Du erwachst: Der Rialto! Das ist, wie wenn Dir ein Traumgesicht, plötzlich Fleisch und Blut geworden, gegenüberträte, und mit innerer Bewegung fühlst Du dies erste Sehen als beglückendes Wiederfinden ...

Eben, als ich mich dem stillen Jubel hingeben wollte, hörte ich hinter mir den Ruderschlag einer anderen Gondel. Von zwei Gondolieri getrieben, flog sie rasch an die meine heran. Und eine Mädchenstimme klang flehentlich übers Wasser: „Ach bitte, sprechen Sie vielleicht deutsch?“

Saß da etwas Rosiges, Blondes, wie ein flaumweiches Nesthühnchen geduckt, zwischen Koffern und Hutschachteln, während auf den Schnäbeln der Gondel zwei schwarze räuberhafte Gondelkerle fast bedrohlich aufragten und verwundert guckten, was da werden wollte. Schon glitten wir Rand an Rand unter den breiten Rialtobogen. „O Gott“ — ein rundes Händchen

flammerte sich an meine Gondel an — „sind Sie denn ganz sicher, daß einem diese nichts zuleide tun?“ — die grauen Augen blickten scheu nach den verwitterten Gestalten — „Ich fürchte mich so sehr; das ist ja alles so entsetzlich ungewohnt ... O Gott, geht es hier denn wirklich nach der Riva!“ Das letztere war ein kleiner Schrei, wie wenn ein Bögelchen von der Rahe erwischt wird. Mein Gondelrand entsetzte den Fingerlein; denn das Schiff mit dem blonden Püppchen machte eine Schwenkung gegen den Seitenkanal, der dunkel herübergähnte. Den flehend erhobenen Händchen streckte ich meinen Schirm entgegen. Blondchen griff danach wie ein Ertrinkender nach dem Strohalm. Die alten Burfsche lachten, daß die Zähne grell in den Stoppelgesichtern standen, und fauberwelschten über unsern Köpfen. Dann zogen sie an. Es ging ganz sanft, es knackte nicht einmal. Lautlos glitt mein Veroneser Schirmgriff mit ihr um die Ecke und schwand im Dunkel, ich fuhr mit dem Schirmdach gradeaus. So trennten wir uns — und ihn.

In den vierzehn Tagen, die ich noch in Venedig verbummelte, dachte ich oft an das süße Dummchen, das inmitten der Märchenpracht eines ersten venezianischen Abends noch für sein armes Leben zittern konnte. Gefunden hab' ich das Dinglein freilich nirgends, während mir doch sonst auf dem Markusplatz, im Dogenpalast, in den Kirchen immer wieder dieselben Fremden Gesichter begegneten. Du brauchst nicht zu lächeln, ich war durchaus nicht verliebt; denn die dunkle Malve rumorte mir damals schon mehr als gut in meinem Gemüte. Aber eins hatt' ich wissen mögen: In der Gondel stand eine Hutschachtel, darinnen muß das Rosenfränzlein vom Mailänderbahnhof gewesen sein. Hätte ich nur nachsehen können ...

Nachmittag.

Die Splügenpost hat Schnee auf dem Dach, und der Postillon sieht aus wie der erste beste Weihnachtsmann. Dabei donnert es noch immer von Zeit zu Zeit, bald am Himmel, bald im Rhein, der seine Steine rollt und Schneewasser führt. Die „langsame Aufheiterung“ am Postgebäude ist verschwunden, der telegraphische Wetterbericht wird uns jetzt vorenthalten, nachdem er tagelang unsere Hoffnung mit einer frommen Täuschung aufrecht erhalten hat. Auch die Berge haben ihre Zensur, die abwägt, was den Gästen zu wissen not tut. Ich hab's in einer alten Zeitung gefunden: Es war nie von einer langsamen, nur von einer vorübergehenden Aufheiterung war die Rede ... Aber wir wären ja alle längst verzweifelt, wenn nicht die Telegraphistin auch zugleich die vorsorgliche Tochter unseres Wirtes wäre! Schirm hab' ich immer noch keinen. Vorhin hab' ich die „Schwiegermutter“ unter einem, der dem meinigen sehr ähnlich sah, gegen die ankommende Post hin winkeln sehen, wobei ich mich namentlich über die kurzen Fausthandschuhe an den bloßen roten Armen freute. Viele Leute haben graue Schirme; ich kann sie doch nicht gut fragen, ob ein E. H. in den Stock eingeritzt ist! Wahrhaftig, es schneit in den Regen hinein! Schon die allernächsten Höhen tragen Weiß auf dem Grün ihrer Budel. Jetzt wird's ernst; fadendicht fällt der Schnee schon, mit großen dicken Flocken, die auf der Veranda liegen bleiben. Es wird Weihnachten, wirklich Weihnachten!

Ich war draußen. Wie das lustig aussieht und heimelig zugleich, das Dorf im Schnee! Von den schneeüberdeckten Alpen weggetrieben steht und drängt sich das Jungvieh in den Gassen und brüllt auf, als führe es Beschwerde gegen den Himmel und die tanzenden Flocken, die sein schönes Futter verschlingen. Ich lasse die Welt still und weiß werden, und morgen mache

ich Skizzen vom Sommerschnee. Zu sehen kriegt mich heute niemand mehr!

Von unten herauf höre ich die Ziehharmonika des Portiers, bei dessen Walzern die männlichen und weiblichen Badfische sich wärmen. Mich haben im Anfang seine musikalischen Leistungen auch angezogen. Er macht nämlich Uebergänge zwischen seinen Tänzen, die von unerhörter Kühnheit sind. Wahrscheinlich kann er jeweils den nächsten Anfang nicht ohne weiteres finden. Eben jetzt arbeitet er an einer Harmonienfolge, die dem „Silberrosenmotiv“ von Strauß ganz fabelhaft verwandt ist. Wahrhaftig, ich hätte nicht gedacht, daß diese Zusammenstellung von Dreiklängen sich sonst noch irgendwo in der Natur vorfände!

8. August.

Strahlende Sonne, die allen Schnee bis zur Baumgrenze hinauf wieder weggeleckt hat, und auch der Rhein hat urplötzlich sein Schönwetter-Blau! Jetzt siehst Du mich so bald nicht wieder am Schreibtisch. Auch der „Pilgerchor“ ist wie weggeblasen. Seit dem ersten Sonnenblitz durch die grünen Läden sing' ich Deinen alten Messias: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren!“ Erinnerst Du Dich noch, wie im Sommer nach dem großen Musikfest alle Leute auf meinem Gut, vom Kutscher bis zum Stallknecht, von der Köchin bis zur Viehmagd pffiften, sangen und gröhlten: „Uns ist zum Heil ...“? Du hattest es eingeschleppt!

Nur wenig später. Noch liegt das Sonnenviereck fast auf dem nämlichen Fleck meiner Arvenholzwand, und wieviel ist inzwischen geschehen! Jetzt sing' ich nicht mehr allein, es kommt mir vor, als jubelten die weißen Bergspitzen einander zu: „Uns ist zum Heil ...“ Eine immer höher als die andere, ein himmlisches Zugato ohne Ende! Aber ich will der Reihe nach erzählen, will mir die Wartezeit verkürzen, bis ... Will mir die nötige Ruhe holen, um ... Also, ich ging hinüber ins neue Haus, um noch einmal nach meinem Schirm zu forschen; er konnte mir zum Skizzieren unentbehrlich werden. Mit meiner „ekelhaften“ Künstlermiene, die Du ja kennst, drückte ich mich durch die Gäste, die sich um die Haustür herum sonnten und die mir dabei vorkamen wie Käfer, die einstweilen die Flügeldecken lüften und putzen, um mit dem nächsten Sonnenstrahl davonzufliegen.

Im Gang vor dem Speisesaal war niemand mehr; ich stellte mich vor das Schirmgestell und starrte hinein. Vierzig Schirme vielleicht, aneinandergeslebt, ineinander geschoben, ein unentwirrbares Knäuel von Rässe. Meiner war noch nicht darunter. Auf Schritte, die über die Treppe herunter kamen, achtete ich nicht sonderlich, bis mich ein halblautes: „Ach Gott ...“ aufsehen ließ. Dann geschah etwas, was ich bisher als unmöglich und lächerlich verschrien hatte: wir sahen uns an, wie Stolz und Eva sich in den Meistersingern. Nur hatte sie dabei beide Schuhe an und ich kein Preislied im Kopf. Wenigstens brach's nicht aus mir heraus; denn singen tat ich's aus vollem Herzen: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren!“

Aber das Leben ist kein Freund von rührenden Posen. Klatsch, da rutschte etwas unter dem dunkeln Mantel hervor, der sorglich über Arm und Hand gehängt war. Vor meine Füße rollt's, eine nasse, zerdrückte Wurst. Mein Schirm, diesmal ganz ohne Stoß. Nein, ich habe keine Spur von einer lyrischen Ader. Statt zu singen, bückte ich mich, hob die Wurst auf und drückte sie zärtlich an meinen Magen.

„Am Gottes willen,“ sagte das Blondchen, „ist das auch wieder Ihr Schirm!“ Es war mein Schirm, es war aber auch mein Blondchen vom Canale grande, und ich brauche dir nicht zu sagen, daß das Stumpfnäschen unter dem weißen Hut und den Rosenknospen hervorguckte; denn das versteht sich von selbst. Meine

Schirmwurst unterm Arm ging ich mit der kleinen Lili durchs Dorf hinunter, bis auf die Rheinbrücke. Unterwegs sagte sie: „Es ist schrecklich, Mama macht immer solche Sachen... Sie ist so ein bißchen ungeniert... Ihr eigener Schirm war auf einmal weg,“ und da hat sie eben einfach den gebraucht, der dem ihrigen am ähnlichsten sieht... Ich wollt' ihn nun heimlich flüchten lassen und wußte nicht einmal, wem er gehört und daß er nun meinetwegen schon den zweiten Stoß kriegt!“

„Bitte, mein süßes Dummerl, den dritten!“ lachte mein Herz. Laut kam nur die zweite Hälfte des Satzes heraus, und dann folgte die Geschichte vom Mailänder Bahnhof. Lilis Augen blickten in die meinen und dann auf meine klägliche Schirmwurst und wieder in meine Augen, ein wenig ungläubig, ein wenig betroffen und schließlich so voller Mitleid, daß ich, unter der Macht dieses Blicks einer höheren Eingebung erliegend, das Schicksalswerkzeug den Göttern opferte, das heißt, mit kühnem Schwung die Schirmwurst übers Geländer schleuderte, in den Gletscherschaum des Rheins. Du wirst mir doch nicht zumuten, daß ich wie ein echter Bierphilister, der vom Stat kommt, mit dem Parapluie unter dem Arm... Nein, mag er schwimmen; er hat seine Dienste getan, und ich hab' mir auf der Rheinbrücke im Angesicht der ewigen Berge und vor den Augen von ganz Splügen, einschließlich dreier Ziegen, eines Gaisbuben und eines Zollwächters, den ersten Kuß von meiner Braut geholt.

„Nun kann er nicht mehr zurück,“ denkst Du und schüttelst Dein feines Haupt. Nein, er kann nicht und will nicht mehr zurück. Gerade dies Mädel such' ich ja seit vielen Jahren. In wenigen Minuten stehe ich vor ihrer Mutter, und dann... Du glaubst, sie passe nicht für mich? Sieht sie zu wenig hinter



Jakob Welfi, Zollikon.

Studienkopf (Zeichnung, 1909).

den Dingen, so seh' ich zu viel. Sie zittert in Venedig und sieht keine toten Generäle, das gerade ist mein Glück. Natürlich war sie in Bertemate; die Tochter der Besitzerin war mit ihr zugleich im Institut, natürlich hat sie meinen Schirmgriff noch. Er hat ein Rosaschleifchen und hängt in ihrem Mädchenstübchen zierlich an der Wand. Natürlich ist sie gestern abend von Chiavenna herüber gekommen, und gewiß werde ich Dir später einmal erzählen, was Dummerl allein in Venedig zu suchen hatte. Ich hab' jetzt wirklich keine Geduld mehr für Deine Fragen! Das Stubenmädchen bringt mir die Nach-

richt, daß die Frau Geheimrat zu sprechen sei. Geheimrat? Brrr... Und nun lache mit mir, liebe Freundin: meine Schwiegermutter ist — „die Schwiegermutter“! Das ist der alte Reid der Götter. Gib acht, noch heute bringt mir jemand mein Schirmfragment zurück, gefischt aus Rheines Fluten. Doch lache nicht allzu sehr, die „Schwiegermutter“ ist nur die Stiefmama meiner Lili. Und sie ist am Ende gar nicht so übel; denn sie hat's mir schon verziehen, daß sie — weil ich nur ein malender Landwirt bin — bei meinen Operettenpremierern nicht glänzen kann...

Die Walküre.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Freundes nacherzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

Und hier ist es, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte, daß dem Menschen in seinem gebrechlichen Rahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Künstlerleben ist ein Aufundab von Gelingen und Mißlingen, ist Ebbe und Flut von Erfolgen und Enttäuschungen, ist Sturm und Meeresstille und selten nur glückliche Fahrt auf dem gefährvollen Ozean, den wir Welt nennen. Und doch, wie es den Schiffer immer wieder hinaustreibt, trotz Gefahr und Tod, mit den Elementen zu kämpfen, so will der wahre Künstler nicht erlahmen im rastlosen Ringen nach der Vollendung. Aber oft schließen sich die unerbittlichen Wogen über dem Schiffbrüchigen, bevor er den Hafen erreichte, und oft geht eine Künstlerexistenz klanglos zugrunde, ehe die Sonne des Erfolges ihr gelächelt. Nichts Reidschieres gibt es als die Götter, nichts Launenhafteres als das Schicksal, nichts Undankbareres als das Publikum!

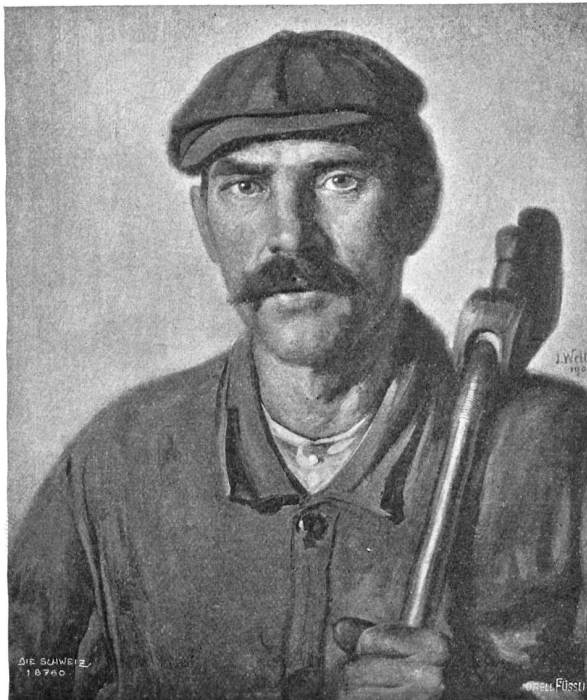
Ueber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und doch steht das, was ich erzählen will, vor mir, als hätte ich es gestern erlebt, ich sehe sie, und ich höre dazu die nervenaufreizenden Takte des Walkürenritts mir in den Ohren schwirren! Wie oft habe ich seitdem den „Ring der Nibelungen“ darstellen sehen, und doch ist mir unter all den berühmten Sängerinnen

nie wieder eine Brunhilde erschienen, die so ganz das Wagner'sche Ideal verkörpert hätte wie jene, von der diese Blätter handeln sollen.

Hoiyotoho! Auf dem weißen Zelter kommt sie dahergesprengt, ihr langes, reiches, braunes Haar flattert unter dem Flügelhelm im Winde, um den kraftvollen Leib schließt sich eng der silbergleisende Panzer, und Schild und Lanze hält sie wie ein Kämpfe mit sicherer Hand, ihr junges Gesicht strahlt vor Mut und Uebermut, sie zübelt ihr Roß... Halt, da ist mir wieder einmal meine zu lebhafteste Phantasie durchgegangen; denn die kleine Hofbühne, auf der ich die Walküre sah, besaß außer dem papiernen Ungeheuer der Wolfschlucht und den Steckenpferden des Intendanten absolut nichts Berittenes noch Reitbares, was die Szene hätte unsicher machen können. Aber gleichviel, des edelsten, erlesensten Streittrosses wäre diese Brunhilde würdig gewesen, und noch immer denke ich mit wehmütigem Enthusiasmus an die holde Erscheinung zurück, die mich damals so begeisterte und entzückte.

Ich habe ihre Eltern gekannt, ein Künstlerpaar, dessen Name landein landaus berühmt war, er Geiger, sie Klavierspielerin, aus der alten klassischen Schule. Jeder Sonatenabend der Bernhards war ein Fest für mich; schon als Knabe freute ich mich, wenn mein guter Vater mich dahin mitnahm. Später, als Student, bin ich dem alten Bernhards, dessen ernstes, schönes bärtiges Gesicht eher auf einen Gelehrten als auf einen Künstler schließen ließ, öfters in Gesellschaft begegnet und empfand es als großen Vorzug, wenn er mich ins Gespräch zog. Er war ein feingebildeter Mann, las viel und interessierte sich besonders für künstlerische Werte, unter denen die Schriften meines Vaters obenan standen. Nach dem Tode meines Vaters war es mir ein Trost, wenn ich Bernhards traf; in seiner stillen sinnigen Weise fand er immer wieder Worte der Anerkennung für den Verstorbenen, die mir unendlich wohlthaten.

Dann vergingen Jahre; ich hatte meine Studien beendet, mir auf Reisen die Welt und die Menschen angesehen, ohne daß sie mir vertraut geworden wären, und war mit sehr viel Kenntnissen und blutwenig Erlebnissen in meine Heimatstadt zurückgekehrt, an deren Universität ich mich zu habilitieren gedachte, um meine alte Mutter nicht länger allein zu lassen. Eine wissenschaftliche Zeitschrift, für die ich arbeitete, hatte mich mit der Herausgabe eines Briefwechsels aus Deutschlands klassischer Zeit betraut, und in ihrem Auftrage mußte ich mich mitten im Sommer nach W. begeben, um das nötige Material an Ort und Stelle zu prüfen und zu sichten. Kurz vor meiner Abreise wollte es der Zufall, daß ich den alten Bernhards bei Bekannten wieder sah. Als er von meinen Plänen hörte, schien er mir freudig überrascht und bat mich, seine Tochter Maria, die an der W.'schen Hofbühne engagiert sei, aufzusuchen und von ihm zu grüßen. „Das liebe Kind wird sich freuen“, sagte er in seiner stillen eindringlichen Weise, und obgleich ich wenig Lust verspürte, bei einer unbekannten Sängerin Visite zu machen, hatte ich doch nicht das Herz, meinem alten Gönner diese Bitte abzuschlagen.



Jakob Welfi, Zollikon.

Der Arbeiter (1908).